Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 24

Artikel: Bruno ist tot... : Novelle
Autor: Kailas, Unno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-673173

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bruno ist tot . . .

Novelle von Uuno Kailas

Uuno Kailas (1901—1933) ist der überragende Lyriker des jungen Finnland. Er hat in entscheidendem Maße die Grundlage für die moderne Dichtung in Finnland gelegt. Die maßgebende Schulung für sein Werden und Reifen bildete seine intime Beschäftigung mit den großen deutschen Lyrikern von Goethe bis Rilke. — Die hier veröffentlichte Novelle dieses so früh dahingestorbenen finnischen Dichters ist ein persönliches Erlebnis.

Sein Name ist jetzt mit goldenen Buchstaben in die weiße Marmortafel eingeritzt, die an der Wand im Festsaal unserer Schule aufgehängt ist, unter jenem herrlichen Ausspruch, den jeder Schüler schon in den unteren Klassen auswendig hersagen kann, obwohl in unserer Schule nicht Lateinisch gelehrt wurde:

„Dulce et decorum est pro patria mori."

Er war mein Freund. Und ich glaube nicht, daß ich jemals auf dieser Erde einen Freund finden werde, der seinen Platz ausfüllen dürfte.

Vor etwas mehr als einem Jahr lag ich im Krankenhaus, monatelang. Ich war geistig gebrochen, mein Bewußtsein aus der Bahn geschleudert. Die Häßlichkeit des Lebens, der Ekel, die von Jahr zu Jahr düsterer werdende Hoffnungslosigkeit und manch andere Seelenfeinde hatten mich zu dem letzten Zufluchtsort hingedrängt, den man Sinnesverwirrung nennt. Und dann mußte ich noch in einem fortwährenden Stellungskrieg mit ungeheuren, phantastischen Schatten leben. Meine Tage waren wie Alpträume. Schließlich war ich vollkommen erschöpft. Ich erinnere mich, wie ich eines Tages immer wieder Michael Lybecks Gedicht „Der Sensenmann" las, in dem der Tod als Freund zu dem ihn erwartenden Manne kommt. Meine Seele sammelte alle Kraft, die noch übrig war, um den Tod zu Hilfe zu rufen. Sie konnte nichts mehr für sich selbst in diesem Leben erwarten, in dem alles Leid und Grauen war. Der Tod wäre eine Erlösung gewesen. Damals war es Frühling, und ein Hauch des milden Abendscheins weilte noch in dem immer dunkler werdenden Zimmer. Plötzlich sah ich an der braunen Wandverkleidung, deren dunklere und hellere Stellen, ja sogar die einzelnen Äste von dem wochenlangen Betrachten mir so bekannt waren, daß sie mich ganz ermüdeten, ein Gesicht. Ein großes, klar hervortretendes, lebendiges Gesicht. Es war seines, das Gesicht Brunos, meines gefallenen Freundes. Sein edles Profil mit den charakteristischen Zügen seines Geschlechts, die stolze und feste Form seines Kopfes — jener kräftig entwickelte Hinterkopf, jene hohe und reine Stirn, die lebenslustige, ein bißchen gebogene Nase, der ernste, entschlossene und doch die Güte eines Herzens verratende Mund.

Das Gesicht meines Freundes schenkte mir für einen Augenblick einen eigentümlichen Frieden und eine sonderbare Sicherheit. Von ihm strahlte ein größerer Friede, eine größere Erhabenheit und eine größere Milde aus, als ich es je in einem lebenden Gesicht angetroffen habe — der schöne Friede eines Menschen, der sein Leben abgeschlossen hat, der besiegelte, stille, göttliche Friede eines Wesens, das der Tod ereilt hat, so wie man es bisweilen auf dem Gesicht eines gefallenen Helden sieht. Ich betrachtete das Gesicht mit Freude und Hoffnung, es schien mir aus dem Lande des Todes zu kommen, gewissermaßen als ein Willkommgruß, als die Verheißung eines schöneren Lebens, in dem es keinen Platz für die Furcht gab.

Die folgende Nacht war die erste während der ganzen Zeit, die ich im Krankenhaus lag, in der ich nicht von Angstträumen gequält wurde.

Und am folgenden Abend, zu derselben Zeit, sah ich das Gesicht wieder. Es wartete bereits an der Wand, als ich meinen Kopf umwandte, um es zu suchen. Wie liebte ich es nicht — dieses nebelhafte, aber lebendige, schöne, erhabenruhige Gesicht. So erschien es mir Abend für Abend, und immer schenkte es mir Freude und Frieden. Mein Inneres hatte begonnen, sich damit zu beschäftigen, auch die unscheinbarsten Erinnerungen aus der Zeit unserer Freundschaft zusammen zu suchen. Meine Seele tat das mit Andacht wie beim Sammeln kostbarer Kleinodien. In diesen Tagen trat während meiner Krankheit die erste Wendung einer Besserung ein. An die-

sem Tage machte ich auch aus meinem Freunde Bruno für mich einen Heiligen, dessen Bild unauslöschlich in meine Seele eingegraben ist als das Sinnbild der herrlichen Erhabenheit einer Jugend, als Sinnbild der Mannhaftigkeit, das eine zeitliche und zeitlose Schönheit ausstrahlt.

Deshalb habe ich das Gefühl, als ob ich, wenn ich von Bruno erzähle, eine moderne Heiligenlegende schreiben würde. Daher sehe ich auch die kleinen Ereignisse in seinem Leben, jedes einzelne, das überhaupt mir nur zum Bewußtsein kommt, im Lichte der Erhabenheit. Es ist, als ob das Leben ihn einzig und allein für eine reinere Lebenswanderung und für ein edleres Schicksal als die anderen Wesen, die ich gekannt habe, auserwählt, ausgerüstet und geschickt hätte.

*

Auf dem Gymnasium war Bruno mein Klassenkamerad. Schon von der untersten Klasse an hatte ich ihn schätzen gelernt, denn er war immer und in allem rechtschaffen, aufrichtig und gut — oder wie wir Kameraden ihn damals mit einem einzigen Wort zu nennen pflegten: ordentlich. Seine Beherrschtheit hinderte ihn nicht, flink zu sein, ja, wenn es notwendig war — wie zum Beispiel beim Schneeballenwerfen oder beim Fußballspiel — sogar ziemlich lebhaft. Im Gegenteil, sein offenes, klarblickendes Gesicht und sein sehniger Knabenkörper strotzten vor jener besonders gesunden Lebenskraft, die die Menschen mitunter fast noch als Kinder schon auffallend männlich macht und die ihnen in der Regel die Achtung der Altersgenossen verschafft. Aber meine eigentliche Zuneigung gewann er erst in der Obersekunda durch eine Tat, eine Heldentat, die zugleich kindlich und mannhaft war.

Es herrschte eine durch Mark und Bein gehende Hundekälte. Eines Morgens bemerkte man in der ersten Pause, daß an der Ecke der Schule, oben auf der Querstange eines Telephonmastes eine Katze kauerte. „Sie saß dort die ganze Nacht über," wußte jemand zu erzählen. „Die Hunde jagten sie dorthin, und sie wagt nicht herunterzukommen." — „Schmettern wir doch eins nach ihr, dann wird sie kommen," meinte ein anderer. Einige Schneebälle flogen in der Richtung nach der Katze, einige trafen. Die Arme miaute erbärmlich und war nahe daran herunterzustürzen. Daraus folgerte man: „Sie ist ganz steif — sie ist nicht imstande, sich richtig zu bewegen." — „Eine Salve, Jungens, wird wirken!" schlug ein künftiger Jurist vor. Da hörte man ein tiefes, festes „Nein!", das die schon erhobenen Hände sinken und die Köpfe dorthin wenden ließ, woher das Verbot kam. Es war Bruno, der etwas abseits stehen geblieben war und von da aus eine Weile dem Vorgang folgte. Ohne weiter ein Wort zu sagen, schritt er ernst und entschlossen auf den Mast zu und — begann zu klettern. Er begann, an dem Telephonmast hinaufzuklettern. Leicht war es nicht, der Mast war glatt, und die Kälte schneidend, die Füße wollten immer zurückrutschen, und die Hände begannen von der Kälte rot zu werden. Einige Knaben lachten, einer rief ein wohlmeinendes Scherzwort. Aber Bruno war sehnig und energisch, er kam höher und höher, und bald schlüpfte er durch die mit Reif bedeckten Drähte hindurch. Nachdem er auf die unterste Querstange gestiegen war, konnte er nach der Katze greifen. Zischend und kratzend verteidigte sie sich in ihrer Furcht. Bruno setzte sie auf seine Schulter. Sie biß um sich und krallte sich an seinem Ohr und an seiner Wange fest. Der Retter hielt sie mit der einen Hand im Nacken fest, und mit der anderen als Stütze kletterte er herunter und brachte trotz allem die sich widerstrebende und miauende Katze mit sich. Am Fenster des daneben stehenden Hauses erschien eine freundlich lächelnde Frau. Bruno reichte ihr die Katze.

Das war die Heldentat. Ich, der ich als Kind mit meinen Vettern um das Leben eines jungen Sperlings gerauft und um ein geschossenes Eichhörnchen geweint habe, das mich im Todeskampfe zuckend in die Hand biß, ich bewunderte seit jenem Augenblick Bruno. Er hatte es gewagt, die Milde seines Herzens zu zeigen, sogar vor den Augen einer Schar junger Knaben, die über ihre Mannhaftigkeit in einer falschen Art prahlten. — Das war heldenhaft.

Es kam der Freiheitskrieg. Bruno gehörte damals zu den Schulknaben, die für tauglich befunden wurden, mit dabei zu sein, wenn die erwachsenen Männer die Stadt verließen und ein paar Kirchspiele nordwärts zogen, wo die weißen Truppen zusammengestellt wurden. Bruno war

auch unter den Männern der Truppe, die als erste in die Stadt marschierte, als die Roten abgezogen waren. Ich, Drückeberger, bewunderte seinen schlecht passenden Lodenanzug, seine unverzagte Haltung, die gesunde Farbe seines Gesichts, wie er seine Lippen ernst und fest zusammenbiß, die beruhigende Kraft seines Blickes, der durch die Kriegserlebnisse gefestigter geworden war. Die Kameraden sagten: „Bruno, das ist ein richtiger Junge!" Oder: „Bruno ist ein Mann! Er hat keine Furcht." Und es wurde mir allerlei erzählt, wie Bruno im Kugelregen den einen und anderen der Verwundeten gerettet hatte, wie Bruno dann und wann Handgranaten in ein Maschinengewehrnest geworfen hatte und wie Bruno auf einem Erkundigungsgang eine feindliche Patrouille vernichtet hatte ... Bruno selbst war der schweigsamste von allen uns Jungen.

Das Jahr ging dahin. Die Zeitungen erzählten von den Kämpfen der Aunus-Expedition. In den Pausen zwischen den Schulstunden sprach man davon wie auch abends, wenn man sich zu Hause bei Kameraden traf. Es war an einem Nachmittag im Sommer, als Bruno und ich zufällig zur selben Zeit im Lesesaal der Stadt uns trafen. Es war sonst weiter niemand anwesend. Wir lasen die eben gekommenen Zeitungen, wir verschlangen sie. Nachrichten von den Kämpfen: die südliche Front vorgerückt ..., eine hauptsächlich aus Schülern gebildete Abteilung zeichnete sich aus ... Die Namen von Verwundeten und Toten ... Den Bericht des Korrespondenten der Zeitung ...

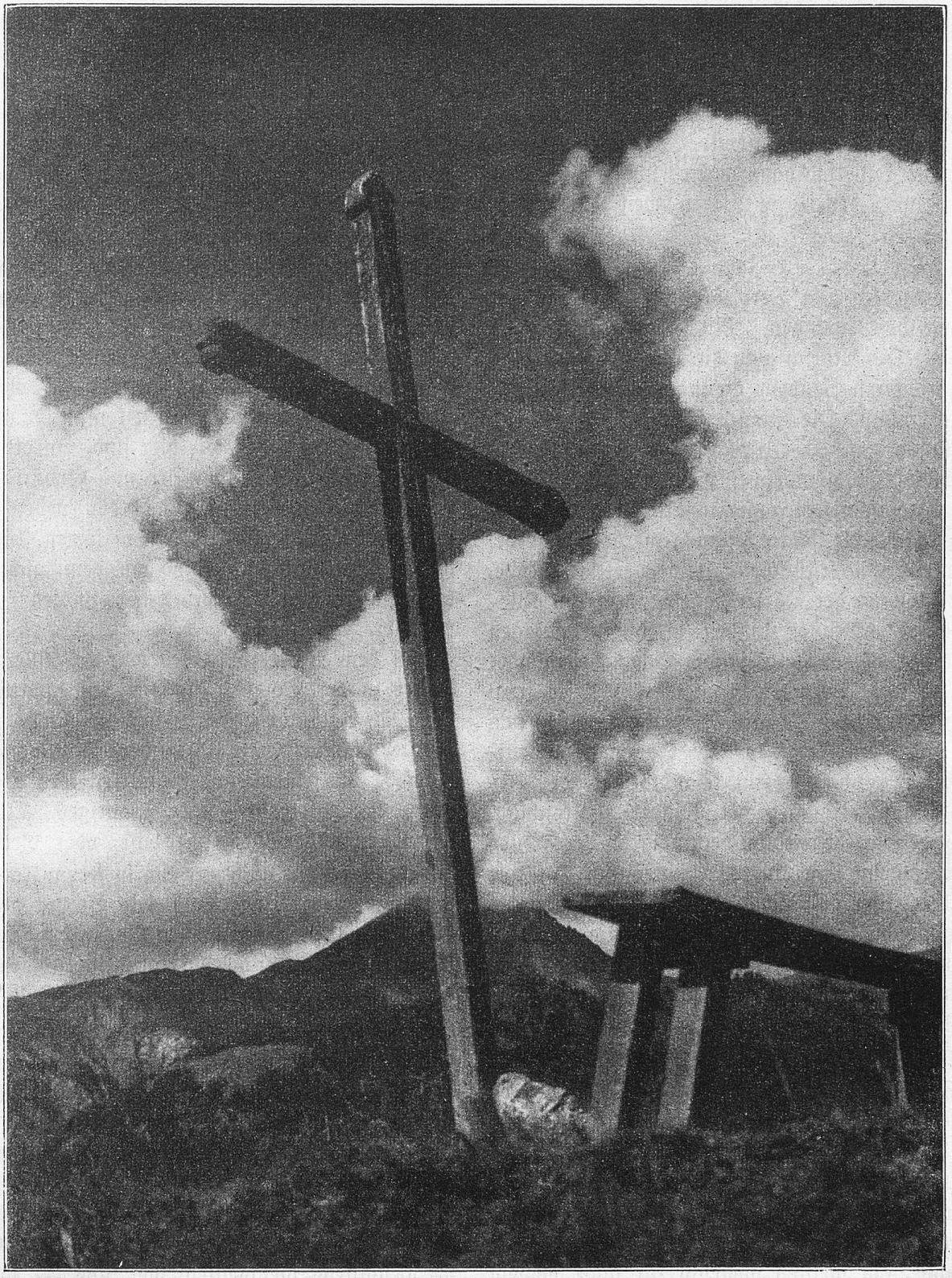
Ich weiß nicht, wer es von uns beiden zuerst sagte. Aber der eine sagte: „Gehen wir!" — „Gehen wir!" erwiderte der andere. Ein Blick. Ein Händedruck. Ich erinnere mich nicht, etwas Größeres und Einfacheres erlebt zu haben.

Es kam der Tag vor der Abreise. Wir waren von der Schule weggeblieben. Der Rektor wußte von der Sache. Lasse, Brunos älterer Bruder, war entschlossen, mitzukommen. Der Ortskommandant des Schutzkorps hatte uns die Papiere gegeben, und der Finnischlehrer mit der ernsten Stirn und den weißen Haaren hatte uns dreimal Gottes Segen gewünscht, beim letzten Mal mit Tränen in den Augen. Am Abend sollte ein Abschiedsfest stattfinden, alle Jungens der Klasse wollten kommen. An diesem Nachmittag kam Bruno zu mir, merkwürdig und still. Er saß eine kleine Weile wortlos da, den Kopf auf die Hand gestützt. Plötzlich sagte er mit tiefer, ernster Stimme: „Uuno, ich würde jetzt nicht gehen, wenn ich es dir nicht gelobt hätte." — Ich war natürlich bestürzt. Er schaute mir in die Augen, lange, mit einem leuchtenden, traurigen Blick der Verwunderung und fügte leise hinzu: „Wegen meiner Mutter!" Als er sich nicht weiter darüber ausließ, sagte ich: „Bruno, dieses Gelöbnis braucht dich nicht zu binden. Ich werde bestimmt gehen, aber du kannst ohne Bedenken bleiben. Ich verstehe dich, glaube es mir." Er schüttelte mit dem Kopf. „Nein, nein", sagte er nachdrücklich, „ich muß mitgehen, ich kann nicht zurückbleiben ... da ich es einmal gelobt habe."

Erst am Morgen verstand ich voll und ganz Brunos Gemütsveränderung. Seine Mutter, seine schöne Mutter mit dem seelenvollen Gesicht und mit dem grauen Haar sprach erregt auf mich ein mit verweinten Augen: „Geht nicht! Geht nicht! Bruno ist schon zweimal in Lebensgefahr gewesen ... ich habe es gewußt und war doch ruhig dabei. Aber jetzt habe ich Angst ... Wenn ihr jetzt geht, so sehe ich Bruno nie mehr wieder. Geht nicht! Wenn ihr nicht geht, darf ich Bruno behalten ..., aber wenn Sie gehen, geht Bruno auch. Geht nicht! Geht doch nicht! Bruno ist mir der liebste von meinen Jungen ..."

Heute wünschte ich, daß ich an jenem frühen Morgen tapfer genug gewesen wäre, um der Bitte eines edlen, liebenden, ahnungsvollen Mutterherzens zuzustimmen. Es wäre damals ein Opfer gewesen, in den Augen der Kameraden vielleicht eine Demütigung, aber das alles hätte ja nichts bedeutet. Wenn ich der Sache überdrüssig geworden wäre — wer weiß, wer weiß, Bruno würde vielleicht noch leben ... Was wissen wir schon von den entscheidenden Augenblicken des Lebens, was wissen wir schon vom Schicksal?

Abschiedsumarmungen und Tränen. Brunos Mutter umarmte auch mich. Es ist rührend, daran zu denken — jetzt. Wir wurden mit Blumen geschmückt. Die Mädchen des Seminars waren gekommen, um uns mit ganzen Armen voll von Blumen zu empfangen, sie warfen Blumen in



Zum eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettag

Photo J Feuerstein Schuls-Tarasp

das Auto und auf den Weg. Bruno war ernst, blaß und ruhig, Lasse still und lächelnd, ich war von Freude erfüllt. Und schau, der alte Finnischlehrer war gekommen, um noch zum letztenmal Abschied zu nehmen, obwohl die Turmuhr erst die sechste Stunde anzeigte ... Diese Abfahrt war ein Fest. Und dann war es junger Frühling, die Ränder der Wege waren weiß von Anemonen.

*

Sortavala. Die Verpflichtung. Das Landgut Mönchshof. Übungen. Mit dem Schiff nach Salmi. Der Marsch ging die Landstraße entlang durch lockeren Sand, in die man bis zu den Knöcheln einsank. Die Grenze. Aunus.

Aunus.

Endlose Waldmärsche, viele Sümpfe, Flüsse mit Stromschnellen, märchenhafte Seen. Schlechte Wege, schlechte Karren, ausgemergelte Pferde. Armselige Ackerstückchen, kleine, zottige Kühe. Der Abstand der Dörfer voneinander zehn Kilometer. Die Häuser standen in unregelmäßigen Gruppen, als ob sie gleichsam Schutz beieinander suchten, die einfachen Häuser. Die Türe zum Kuhstall und die Tür zur Wohnstube gingen von ein und demselben Flur ab. Samoware, Heiligenbilder, Schaben. Ein leichtblütiger, die Gefühlsstimmung schnell wechselnder Volksschlag, leicht reizbar, aber kaum beständig, in der Freude übersprudelnd, im Kummer untröstlich — wie Kinder. Und gesprächig, die weichen Laute, die anfangs im finnischen Ohr sich drollig anhören, strömen unaufhörlich über die Lippen. Jeden Sonntagabend Volkstänze auf der Dorfstraße, mollige Mädchenkörper, sehnsüchtige Lieder. Mückenschwärme. Rötlich schimmernde Heckenrosen am Rande der Wiesen und in den Erlenhainen. — Aunus.

*

Auf unseren langen Tagesmärschen sorgte Bruno in jeder erdenklichen Weise für die schwächeren und noch unerfahrenen Kameraden in der Gruppe, am meisten vielleicht für mich, obwohl er etwas jünger als ich war. „Befestige den Rucksack so und so, so empfindest du ihn leichter!" Trage das Gewehr so und so, dann drückt der Riemen nicht so schlimm auf die Brust." Oder: „Es ist am besten, auf die Weise zu marschieren, dann ermüdet man nicht so sehr." Und wenn wir ein wenig ausruhten: „Sitz nicht so, leg dich auf die Seite, daß nicht beim Marschieren die Oberschenkel wieder reiben."

In Prjäsha, einem großen Dorf hinter der Front, wurde eine Besichtigung der Truppe abgehalten. Ein hoher Offizier sprach. „Wir haben diese Expedition nicht als habsüchtige Landeroberer unternommen, um die Grenze Finnlands vorzuschieben," sagte er. „Dies ist ein Kreuzzug für die Sache der Kultur. Wir wollen die Grenze der westlichen Kultur bis zum Äänis-See und zum Syväri-Fluß vorschieben." Aber am Abend sprach ein anderer Offizier zu unserer Kompagnie: „Jungens, morgen kommt ihr an die Front. Ihr wißt, daß wir hier sind, um die finnische Grenze zum Äänis-See und Syväri-Fluß vorzuverlegen ..." — Bruno, der neben mir stand, betrachtete mich mit einem feinen Lächeln in den Mundwinkeln. „Sind wir denn nicht gekommen, um den Unterdrückten zu helfen?" flüsterte er.

Auf dem Wege zur Front war er stiller als früher in der Schule. In den Ruhequartieren hatte ich mitunter bemerkt, wie er lange zum Fenster hinausstarrte. In der Haltung des Kopfes, in seinem ganzen Wesen lag irgend etwas Resignierendes und Trauriges. Einmal seufzte er unbewußt, ganz leise, oder vielleicht bildete ich es mir auch nur ein, in jedem Fall sah ich dann wieder jenes Bild, das oft vor meiner Seele stand: die tränenvollen Augen der schönen Mutter, die Hände, die ihn untröstlich umarmten, den würdigen, edlen, zitternden Kopf des Vaters, die blassen und bebenden Lippen Brunos ...

Aber schon am ersten Tage an der Front im Dorfe Matossa — oder richtiger gesagt war es ein Bauernhof, ein verfallenes Haus, eng wie eine Sardinenbüchse und für die ganze Kompagnie als Unterkunft vorgesehen — sah Bruno ganz sorglos aus, mit aufgerichtetem Kopf, so daß es schien, als ob er gewachsen wäre. Wir anderen — wenigstens die meisten von uns — waren ernster als gewöhnlich, überwältigt von jener fremdartigen, feierlichen Stimmung, die die Front immer anfangs auslöst. Die Sphäre der Front ist schicksalhaft erfüllt, voll unerwarteter Ereignisse, voll drohender Gefahren. Sie läßt das

Herz auf eine neue Weise schlagen. Aber die Sicherheit und Seelenruhe Brunos schien sich durch nichts stören zu lassen.

In der Nacht waren wir auf Patrouille, der Führer der zweiten Gruppe, Bruno und ich und noch zehn andere Kameraden. Unsere Aufgabe war zu versuchen, die feindlichen Kundschafter abzufangen. Wir gingen im Wald im Zickzack, und schließlich sammelte uns der Führer um sich, um uns seinen Befehl zu erteilen. Wir mußten mit großem Abstand in einer Kette ausschwärmen, völlig unsichtbar auf dem Boden liegen und auf den Feind warten. Ich fand ein passendes dichtes Gebüsch, Bruno als äußerster Mann der Kette setzte seinen Weg fort. Ich wollte mich eben auf den Boden legen, als ich vor lauter Ratlosigkeit ganz verwirrt wurde. Ich kann heute noch nicht begreifen, wie es geschah, aber auf jeden Fall hatte ich, so unglaublich es auch klingt, ganz und gar aus dem Bewußtsein verloren, in welcher Richtung der Feind stand. Ich bin zwar nicht mutig, aber ich hatte mich trotzdem in jener Nacht nicht gerade gefürchtet. Vielleicht kam diese Verwirrung von der andauernden Spannung her. Was tun? Es gab keine Zeit zu verlieren. Vorsichtig schlich ich nach der Richtung hin, wohin Bruno verschwunden war. Plötzlich lief er da vor mir, er hatte hinter einem umgestürzten, ausgehöhlten Baumstamm gelegen. Es war ganz in meiner Nähe, ich hatte ihn nicht bemerkt. „Was gibt's?" fragte er. „Höre, Bruno, sag' mir, aus welcher Richtung, ich meine ... woher wir kamen," stotterte ich verdutzt. Er betrachtete mich erstaunt, mit offenem Mund, aber bald begann er zu lachen, ein herzliches, wohlwollendes Lachen. Es mag in der Tat drollig gewesen sein, wie ich so dastand, tief beschämt. „Von dort her," sagte er nickend, „und der Feind kommt von dort her, den Berg hinauf, wenn er überhaupt kommt." — Seltsam, ich schämte mich gar nicht mehr. Sein Lachen konnte man nicht übelnehmen, es war erfrischend und befreiend. Später berührte er mit keinem Wort mehr diese Sache, nicht einmal im Scherz, und es kam mir vor, als wäre er am folgenden Tage noch herzlicher zu mir gewesen.

In jener Nacht war vom Feind nichts zu sehen. Aber eines Tages wurde unserer Patrouille vom Feinde aufgelauert, und der eine der beiden Kameraden blieb liegen. Später machten mir im Walde einen schrecklichen Fund. Ein formlos verstümmelter Körper, aus dem man offenbar mit dem Bajonett Fleischstücke herausgeschnitten hatte. Daneben war eine Feuerstelle und drum herum lagen geschwärzte Holzstückchen, an deren Enden gebratenes Fleisch hing. Es sah aus wie Reste von einem unterbrochenen Mahle. „Menschenfresser!" fuhr es wütend aus den Kameraden heraus. „Diese Teufel essen Menschen, vielleicht sogar lebendig!" — „Oder als Futter für die Hunde!" — Bruno saß ganz blaß auf der Bank, mit zusammengepreßten Lippen. „Jetzt hätte ich Lust loszuschlagen," sagte er dumpf. Und begann, sein Gewehr zu reinigen.

Bald kamen auch wir ins Gefecht. Unser erster Kampf war der größte an der nördlichen Front, die Eroberung von Palovina. Auch da war Bruno mein Nebenmann. Mir gab es ein Gefühl der Sicherheit, daß er in der Nähe war, so nahe, daß man sein Wort hören konnte. Ich sah ihn in einem schnellen, langen Anlauf hervorstürzen. Ich lief neben ihm, Hurra rufend, den offenen, allmählich ansteigenden Abhang hinauf, von dessen Kamm aus der Feind feuerte. Ich traf ihn in einem eroberten Schützengraben. Als ich in das Maschinengewehrnest stürzte, war Bruno schon dort. „Hallo, wie fühlst du dich?" rief er lachend. „Hier ist alles in Ordnung. Ein toter Mann und ein unbrauchbares Maschinengewehr. Es wäre eine feine Sache gewesen, ihnen damit einen Schlußakkord aufzuspielen." Und er hüpfte aus dem Graben. „Komm!"

Später sah ich ihn in vielen Kämpfen. Er hat nie im Übermut dem Tode getrotzt, so wie es einige taten, die hauptsächlich stehend geschossen haben, aber er schreckte auch nicht vor der Gefahr zurück. Er war flink und doch besonnen in all seinen Taten. Er war in der Tat ein wirklicher Kämpfer. Er hatte keine überflüssigen Gesten und auch keine Lust, Aufmerksamkeit zu erwecken, was für den Soldaten sehr oft die beste Triebfeder zur persönlichen Auszeichnung ist. Sein ganzes Verhalten im Kampfe war daher ein fortdauerndes, stilles sich Auszeichnen. Er war nun einmal zum Kämpfer geboren, er war der Erbe der Tugenden einer alten Soldatenfamilie.

Bruno war einer von denen, auf die der Tod besonders eifrig zu lauern scheint, bis er ihn endlich als Beute erwischt. Jedesmal wenn Leute zu Unternehmungen ausgewählt wurden, die gefahrvoll waren oder Scharfsinn und Zähigkeit erforderten, war Bruno dabei. Die Patrouille, zu der Bruno gehörte, kam selten ohne Schußwechsel durch. Fast regelmäßig geriet er bei diesen Gefechten an die hitzigste Stelle. Schließlich machte man sogar seinen Spaß darüber: „Bruno ist an der Reihe mit der Wache. Bald fängt der Russe wieder zu schießen an." Oder wenn eine Granate zwei, drei Meter von ihm entfernt hinter einem großen Stein niedergesaust war: „Du, Bruno, du wärst ein guter Blitzableiter." Aber Bruno konnte man nicht überreden, von sich selbst zu sprechen, er tat, als ob er nichts höre. Er beschäftigte sich mit seinen Sachen, fing an, von etwas anderem zu reden oder verließ die Gruppe.

Ich will nicht von diesen zufälligen Begebenheiten unserer Expedition sprechen. Es ist mir lieber, andere Situationen ins Gedächtnis zurückzurufen, bei denen die tiefe Männlichkeit im Charakter Brunos, dessen Reinheit und Schönheit zur Geltung kamen.

Es war Johannistag. Es regnete in Strömen. Wir hatten eine Feldwache an einem kleinen Flusse aufgestellt und standen dort schon den dritten Tag unter freiem Himmel. Wir hatten keinen trockenen Faden mehr auf dem Leib. Wir verwünschten die Kälte, den Feind, die Müdigkeit, den Hunger und alles andere Elend. Wir warteten mit klappernden Zähnen auf den Augenblick, wo endlich die Ablösung der Wache erfolgen sollte. Der einzige, der nicht zitterte, der nicht fluchte, der im Gegenteil aufmunternde Bemerkungen machte, war Bruno. Und doch mußte er müder sein als alle anderen, denn er hatte auf eigene Faust vom gegenüberliegenden Ufer ein Boot geholt, für das es sich seiner Meinung nach nicht schickte, auf jener Seite des Flusses zu bleiben, weil feindliche Kundschafter es hätten benützen können — und er hatte dabei im Kugelregen zurückkehren müssen, tauchte abwechselnd unter und schwamm, während das Boot von selbst auf unsere Seite getrieben wurde. Als wir dann endlich am Nachmittag ins Dorf zurückgekommen waren, unsere Ausrüstung am warmen Ofen unseres Quartiers getrocknet, unsere Festtagsportion verschlungen hatten — echte weiße, herrliche Reisgrütze! — und wir uns etwas hingelegt hatten um auszuruhen, die einen auf einer Bank, die andern auf dem Fußboden, da kam in der Stube eine eigenartige Unterhaltung auf. Die Kameraden waren eben dabei einander zu übertrumpfen, wer die „dicksten" Geschichten erzählen konnte. Es war fast wie eine Hysterie, eine Art Reaktion auf all die durchgemachten Anstrengungen. Nie habe ich im Leben ein lüsterneres Schnalzen gehört. Dann kam eine kleine Pause, und da äußerte sich Bruno, der bis dahin kein einziges Wort gesagt hatte: „Denk mal, Lasse, welches Gefühl, jetzt zu Hause sein zu können. Dort stehen nun die Johannisbirken und ... du weißt ja. Auch sie sehnen sich vielleicht." Mehr war nicht nötig, die Stimmung war gereinigt. Man begann, von seinen Angehörigen zu sprechen. Dieselben Lippen, über die eben noch plumpe und rohe Dinge sprudelten, formten nun zärtliche, empfindsame Worte. Aus den Rucksäcken suchte man Bleistift und Briefpapier hervor ... Und das war nicht das einzige Mal, daß Bruno die Luft reinigte. So tat er es oft. Und es ist unmöglich zu sagen, ob er das bewußt oder aus einem natürlichen Schamgefühl heraus tat. Niemals zeigte er gewissermaßen von oben herab mit dem Finger auf diese Niedrigkeiten, er tadelte niemand, er wollte nicht belehren. Er gab nur den Gedanken eine neue Richtung, das war alles. Und er tat es so, als ob das ganz zufällig wäre. Ohne einen Adel der Persönlichkeit ist man dazu nicht imstande.

Ach! unser Gewitzel beim Essenfassen. Besonders gerade beim Schlangenstehen während des Essenfassens. Manche von uns hatten geradezu etwas Teuflisches in ihrem Grinsen, und was dabei hingesagt wurde, drückte nicht gerade eine große Achtung und keine herzliche Dankbarkeit gegenüber der Führung der Expedition aus, auch nicht gegenüber unserem schmutzigen und dicken Koch. Ungefähr so: „Hole die Gasmaske, ehe der Kessel aufgemacht wird!" — „Sie haben aus dem Sumpf den alten Pferdekadaver ausgegraben!" — „Klage nicht, darunter ist auch frisches Madenfleisch!" Oder wenn es mehrere Tage hindurch schlechte Roggengrütze gab: „Danke schön,

es rutscht nicht mehr hinunter, ich bin schon ganz mit Sägemehl imprägniert." Und wenn die Weizenbrote durch und durch bunt vor Schimmel waren, und wenn beim Brechen ein Teil ihres Inhalts in Staub aufflog: „Immer noch füttern sie uns mit diesen Regenbogen," oder: „Jungens, habt ihr schon einmal fliegende Brote gesehen?" — Bruno beteiligte sich nie, auch nicht aus Versehen, an diesen Späßen und Lästerungen. Eines Tages sagte er zu mir: „Auch die Bewohner in manchem Hause leiden Hunger. Hättest du nur das Haferbrot gesehen, das ich heute gekostet habe!" — Ob es Bruno wohl für unmännlich hielt, über die Verhältnisse zu klagen, in die wir durch den Krieg gekommen waren, da wir ja freiwillig in den Krieg zogen? Ist es ihm vielleicht klar gewesen, unter welchen ungeheuren Schwierigkeiten unsere Etappe arbeiten mußte? An welchen Augenblick unserer Expedition ich auch denken mag bis zu jenen traurigen Tagen, an dem der große Rückzug der nördlichen Front begann — überall war Bruno auf irgend eine Weise dabei und meistens derart, daß man es in angenehmem Gedenken behalten hat. Als er und Lasse ein Paket von zu Hause bekamen, wußte es Bruno so einzurichten, daß ich völlig vergaß, daß alle diese Herrlichkeiten eigentlich gar nicht mir gehörten. Wir schwelgten zu Dritt und das in einer Zeit, wo einem für ein Stück Zucker fünf Mark und für eine Zigarette sogar zehn Mark angeboten wurde. Das war Kameradschaft. Zusammen gingen wir auch zu den Bäuerinnen, redeten mit ihnen, und wir aßen sagenhafte Speisen. Der liebe Leser kann es erraten, wie zum Beispiel ein Omelett, wofür hundert Finnmark bezahlt wurden, in den hungrigen Mäulern schmeckte. Wir waren hungrig. Vielen von uns ging täglich Blut ab und fast nichts anderes.

Vielerlei andere Erinnerungen. Unsere gemeinsamen Läuseappelle und Läusesaunas ... Das Reinigen der Gewehre, das Schmieren der Stiefel ... Und einmal als am Hinterteil unserer Hosen schon in allzu unmilitärischem Maße etwas Weißes zum Vorschein kam, spielten wir den Schneider. Der Stoff zum Flicken wurde unten vom Hosenbein geliehen ...

Einmal, es war im Dorf Ala-Viitana, griff uns der Feind mitten im süßesten Schlaf an. Wir befanden uns gerade im Hause eines Schusters, und im Augenblick des Alarms war in einem meiner Stiefel noch ein Leisten drin. Der Schuster war weggelaufen. Auch sonst waren meine Stiefel zu klein, so daß es fast unmöglich war, sie über den Fuß zu bekommen. Und die Maschinengewehre knatterten schon. Da fand Bruno einen Ausweg: „Versuche den einen anzubekommen, mit dem andern machen wir es so." — Er band den andern Stiefel mit dem Leisten drin an den Riemen meines Rucksacks. Und dort hing er während des ganzen Kampfes.

Es war an einem Abend am Fluße Suoju. Bruno und ich wurden eben von der Wache auf dem Lauschposten abgelöst. Ehe wir uns zur Ruhe begaben, blieben wir für einen Augenblick auf einem Stein sitzen, rauchten und sahen, wie der Nebel über die Felder hinwegzog. Da sagte Bruno: „Hör mal, ich war in der Klasse schwach im Aufsatz. Ich habe nun die Aufgabe, wenigstens vier Aufsätze zu schreiben. Würdest du mir dabei helfen?" — Denkt euch, Bruno war der beste Mann in der Kompagnie, ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, ich bewunderte ihn, alle bewunderten ihn — und da saß er schweren Herzens wegen der Nacharbeit im Aufsatz für die Schule. Ich mußte die Tränen unterdrücken, als ich seine Hand ergriff. Die Welt der Schule und des Elternhauses mit ihren Pflichten, alles das lag so fern und so verschwommen und doch auch so nahestehend, so liebenswert und so verbunden. In diesem Augenblick waren wir nicht zwei Soldaten, sondern zwei Schulkameraden, die miteinander befreundet waren.

Die Eroberung von Petroskoi, das große Ziel, worauf das Gespräch immer wieder in verschiedenartigen Vorstellungen zurückkam, hatte sich als eine zu schwierige Aufgabe erwiesen. Man hatte Angriffe gemacht und mußte mit blutigen Händen zurückkehren. Suosusmäki, der sicherste Wall der Stadt, war zu stark befestigt, und an jedem Punkt hatte der Feind die Übermacht. Es vergingen Wochen, wir konnten keinen Schritt vorwärts rücken.

Da schwirrte ein Gerücht umher. Es kam von irgendwoher zu uns, irgendwie, heimlich, geflüstert. Es erhob seinen Kopf mitten unter den flüsternden Gruppen. Die Offiziere wollten es aus

der Welt schaffen, aber es schwieg nicht. Es wuchs von Tag zu Tag, es bekam viele Köpfe, es wurde zu einem Ungeheuer, zu einem Gespenst, dessen Anwesenheit jeder empfand und vor dem jeder zitterte. Es war das Gerücht, daß die südliche Front zerbrochen sei. Es gab noch ein anderes Gerücht, daß der Feind von Süden her rasch hinter unserem Rücken vorrücke, um uns den Weg nach Finnland abzuschneiden.

In diesen Tagen bezog unsere Kompagnie oder vielmehr ein Teil davon Feldwache an einem kleinen Flusse, dessen Namen mir entfallen ist. Der Dienst war schwer, die Ausrüstung war doppelt, Essen gab es kaum. Es regnete ein wenig, und unsere Hütten aus Tannenreisig waren undicht. Es waren traurige Tage.

Ich war zwei Stunden Wache gestanden, hatte dem Kanonendonner gelauscht, dem Pfeifen und Heulen der Geschosse, dem Krachen der umstürzenden Bäume und hatte Blindgänger gezählt. Das Granatfeuer war fürchterlich, es hatte den Anschein, als ob jede Granate auf den Lauscher zukomme ... Da ging Bruno an meiner Wache vorbei. „Wohin?" — „Auf Patrouille!" — „Die Russen sind heute bei schlechter Laune." — „Sie werden wohl bald angreifen. Leb wohl!" — „Leb wohl!" — Und er ging dem Fluß entlang nach Norden zu, um dort die von Viitana kommende Patrouille zu treffen. Wieder heulten die Granaten in der Luft, sie waren teils auf uns, teils auf Viitana gemünzt. Von Norden her hörte man Gewehrschüsse. Das war merkwürdig. Bruno ... Bruno ... ist Bruno —? Nach einer langen, langen Zeit kam der Patrouillenkamerad Brunos zurückgesprungen. Er rief mir im Vorbeigehen zu: „Die Russen sind herübergekommen!" Sie standen in einer Kette um die Wiese herum. Sie ließen uns bis auf die Wiese herankommen, dann begannen sie zu schießen. Bruno blieb liegen ..."

Man kann diesen Augenblick nicht schildern. Man kann diesen Tag nicht beschreiben. Als ich von der Wache zurückkam, waren alle traurig, alle. Lasse weinte in der Reisighütte, schluchzte: „Warum gerade Bruno — warum gerade Bruno — den die Eltern ... am meisten liebten ..., warum nicht ich, warum? ... Und wenn Bruno nicht gefallen ist ..., sondern nur verwundet war, so werden sie ... ihn quälen ..." — Herrgott! Ich saß viele Stunden da, völlig abgestumpft. Ich sah die Augen und die Hände seiner schönen Mutter ... Ich konnte keinen Gedanken fassen, ich hatte keine Kraft dazu, ich konnte nichts anderes denken als: Bruno ist tot, Bruno ist tot.

Am Abend, als ich eine Stunde über meine Zeit hinaus auf Wache gestanden war, ging der Gruppenführer das Flußufer entlang. „Alles auf die Landstraße!" sagte er. „Die Wache wird nicht abgelöst." — Merkwürdig! Was war wohl geschehen? Hatte das Gerücht vielleicht doch —?

Ja, das Gerücht hatte die Wahrheit gesagt. Schon nach einer halben Stunde verschwand der Fluß hinter unserem Rücken. Der Rückzug begann. Jeder wußte, daß die südliche Front durchbrochen, die Expedition mißlungen war, und daß der Feind im besten Zuge war, uns einzukreisen. Ein feiner Sprühregen strömte hernieder, ich war todmüde, der Rucksack drückte, das Gewehr drückte, ich taumelte wie im Schlaf. Jemand sagte, daß man eine Patrouille ausgeschickt hatte, um Bruno zu suchen, aber daß sie unverrichteter Sache zurückgekehrt sei. Jeder Schritt brachte uns weiter weg von der Stelle, wo sich sein Schicksal entschied. Und alles war umsonst. Der Weg war vom Regen aufgeweicht, der nasse, klitschige Lehm quetschte sich bei jedem Schritt zwischen meine Zehen. Ich hatte am Tage meine Stiefel beim Train liegen lassen, weil meine Füße schlimme Blasen bekamen, und der Train war vorausgefahren. Ich glitschte durch den Lehm, der an den Füßen fest kleben blieb. Und das Gehirn konnte nur einen einzigen Gedanken hervorbringen: Bruno ist tot, Bruno ist tot ...

(Übertragung von Friedrich Ege.)

HINWEIS

Im neuen Jahrgang beginnen wir mit dem Abdruck des immer gern gelesenen Romanes der vor kurzer Zeit verstorbenen Schweizer Dichterin Lisa Wenger: Der Rosenhof. Die Veröffentlichung geschieht mit gütiger Erlaubnis des Morgarten-Verlages, Zürich.